

Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Niesauer Tageblatt“.

Nr. 21.

Niesau, 25. Mai 1894.

47. Jahrg.

„Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“

St. 7. 28.

Johannes hat seine Jünger zu Jesus gesandt, damit sie ihn fragten: „Ist da der da kommen soll aber sollen wir euch anbeten?“ und Jesus hat ihnen die Antwort für Johannes gegeben und von den Wandern gesprochen, die Gott durch ihn wirkt. Es sind dies Tausende, die jeden Abend im Volke der Augen sehen. Und doch, Jesus weiß, daß selbst das größte Wunder die Menschennatur nicht überzeugen kann, und darum gibt er ihnen als Nahrung das Wort mit, über das wir heute nachdenken wollen: Selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Jesus kennt das menschliche Herz und kennt den menschlichen Kopf und weiß, daß ihm nichts schwerer ist, als sich zu beugen und „ja“ zu sagen, und wenn es diese göttliche Forderung wären; denn das Menschliche will immer entgegen. Der natürliche Mensch will kritisieren, aburteilen, aber er will nicht erkennen. Jesus selbst wird täglich und wachend diese Wahrheit seinen Jüngern ganz klar an einem lebendigen Beispiele. Die Jünger: Johannes der Täufer nun, ob ihm Jesus, trauet seinen Jünger, und die Jünger sagten, er ist des Teufels. Und des Teufels Sohn kann, es ihm traut mit ihnen und sie meinen, er ist ein Demoniak. So irren sie dem Hohen Gott gegenüber mit Feindschaft und zwar mit einer feindschaftlichen Feindschaft. Sie sind wie die Kinder, die um Worte streiten und den Geistlichen zusehen; tanzen, wenn sie nicht wissen, wenn sie fragen, sie wollen selbst das

Spiegel anhaben, wollen selbst bestimmen, wie die Wahrheit zu ihnen kommen soll. Dabei werden sie nicht, wie sie sich schmecken sehen, wie sie sich ein unbedingtes, unbedingtes Verlangen Gottes ganz unbedingtes machen. 1000 Jahre sind freilich vergangen, und wenn sie heute mit Jesu Augen die Menschheit betrachten, so müssen wir sagen; Herr, du hast recht, sie sind noch immer die gleichen. Und so erwartet ein jeder ein großes Götterleben in einer bestimmten Form, die er sich vorstellt, so möchte ein jeder den Geist des Geistes in einer bestimmten Form sehen, die der Menschengeist sich erhebt. So irren sie nicht und großen Sehenswürdigkeiten und großen Verlangen, sondern nach persönlichen Wünschen, nach Erleuchtungen, nach Dingen. Und weil sie immer nur mit Schicksalungen auf ihrem bestimmten Weg kommen, geht Gott an ihnen vorüber. Sie suchen in ihren und Irgeheimlichkeiten das Ziel und haben dabei nicht die lebendige Wahrheit, die Wahrheit, die Wahrheit ist. Und wenn Gott noch vieler Erleuchtungen, die sie sich wünschen, doch einmal sie auch Herr ist, doch einmal sie durch ein großes Verlangen überwindet, so kommt doch immer wieder der Mensch, der die Wahrheit verlangt, der drei Stunden und trübselig und schmerzhaft werden sie um zu sein, weil er anders kam, als sie sich vorgestellt hatten. Und deshalb gilt, „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ Aber dazu gehört, daß wir uns bedingungslos beugen unter den, der da kommt, daß wir erst machen mit der Bitte „dein Wille geschehe.“ daß wir uns ihm ganz anklernen. — Herr, nicht ich, nur du, dein Reich komme und nehme dich auch von meinen Bergen, ganz! Stempel-Größe.

Unter den Schornsteinen.

Roman von Ella Lindner
7. Fortsetzung.

„Momentan,“ sagte er und setzte denn, erst verbeugend hinzu: „Katholiken soll es doch nicht.“
„Das wird es auch nicht. Ich nur deinen Doktor und das Mädchen ruhig lassen. Ich trenne mich davon.“
Dieser Reden, freudigste Stephan einzuweichen, und er entsagte sich an diesem Abend mehr als einmal um unruhigen Größeren und wenig freundschaftlichen Gefühlen wohl Verstand gerührt.
Am Sonntag nachmittags, nach dem Gottesdienst kam Marie.
„Wie immer zur guten Stunde!“ rief Elisabeth ihr erfreut entgegen, und schickte zugleich zu Mutter Grubel in die Küche. „Denn ich lasse dich nicht fort, Marie,“ erklärte sie. „Du wohnt mit uns eben.“
Marie machte Entschuldigungen. Sie wollte durch Tante Petta, welche sie unten stöhnend begrüßt hatte, daß man hätte erwartet, und hübsche nun, dabei überflüssig zu sein.
Elisabeth hatte Mühe, ihr das auszureden. „Marie, sei nicht lässig!“
„Und wer weiß, ob es Herrn Richard nicht ist!“
Stephan ließ seine Köpfe weichen in den Seiten sitzen, und so aufzufallen diese einfach Mutter Grubel's Tante und was sie mit sich fort. „Komm und frage Onkel Stephan selbst, ob es ihm nicht ist.“
„Daher Marie ist mir sehr willkommen.“ sprach dieser und schickte ihr freundlich die Hand. Dann stellte er sie der Herrin vor. Bei Tisch lag sie zwischen Stephan und Onkel Elisabeth und Dr. Demming hatte sie gegenüber. Marie Petta's prädestinierte Wirtin am oberen Ende des Tisches. Richard's Verdacht über die junge Hebräerin schwand. Er war das immer, wenn die Umgebung sie noch wenig beachtet war. Aber wenn sie auch nicht viel sprach, so hörte sie doch mit großer Aufmerksamkeit zu, bis das Gespräch sich Dingen zuzuwendete, für die sie ein bestimmtes Interesse fühlte. Da schwand über Zurückhaltung, und sie beteiligte sich lebhaft an Rede und Gegenrede. Mehr als einmal rührte dabei Dr. Demming's Wille mit einem selbstigen Redner auf ihrem Wille. Es sollen ihm schließlich Bemühungen zu werden, Marie stets von neuem anzuziehen und ihre Klugheit, klugen Antworten bewundern.
„Sind Sie denn Hebräerin?“ fragte er einmal.
Sie sah ihn an großen Augen an. „Wenn ich es nicht wäre, würde ich es wahrscheinlich nicht sein.“

„Allerdings,“ sagte er. „Ich hätte das vorher wissen können. Sie sind eine von den Hebräern. Aber Sie sind nicht so wie ein ausländischer Fremder.“
„Sie nicht erst.“ „Ich weiß, und das sind die Hebräer in jeder Beziehung — die Befehlswörterchen. Sie wollen nicht und müssen. Das Leben gewinnt sie dazu.“
„Ich,“ warf Richard ein, „warum wählen Sie denn nicht lieber einen Beruf, zu dem Sie Reizung und Anlage haben? Heute sind ja fast alle Gebiete den Frauen erschlossen.“
„Manchmal ist es festerer Stand, der Sie abhält, das zu werden, was Sie wirklich begehrt sind,“ und Marie lächelte zur Antwort. „Sie würden ein Herrschendes — und manchmal sind Sie auch zu arm, um den Beruf wählen zu können, den Sie wählen möchten.“
Stephan Richard nicht ihr zu. „Daher Marie hat recht.“
Nach Tisch kam Dr. Demming noch einmal auf das Thema zurück. Stephan ludte in einer Gruppe nach einem Ausbruch, von dem vorher die Rede gewesen. Marie standerte mit Elisabeth, und er war zu Marie gekommen, die am freiesten stand und in den verführerischen Worten sprach. Er sprach von seiner Arbeit. Er hatte sich ganz von selbst ermahnt, daß er davon aufhörte, und sie zeigte tiefes Interesse und viel Bekümmnis darüber. Und einmal sagte er: „Der liebe Gott schickte Menschen, Petta's Grubel.“
„Stillsch? Ich —“ sie bestellte die Hand mit einer solchen Bewegung an die Seite — „sagen mir denn das von sich behaupten? Stillsch ist doch immer nur ein religiöser Beirath.“
„Nicht so sehr wie man oft glaubt,“ widersprach er. „Denn uns das Leben auf den Kopf stellt, das wir mit Kraft und Strenge auszufüllen vermögen, und eine Arbeit gibt, der unser ganzes Herz gehört, die nicht nur anderen, sondern uns selbst ein Leben ist, weil sie uns innerlich weiter bringt — das ist doch Stillsch.“
„Sie schaut ihn an, zweifelnd und geblöckelt. Dann glitten ihre Blicke von ihm weg ins Unbestimmte.“
„Wenn das Stillsch ist,“ sagte sie leise — „dann freilich —“ und plötzlich lächelte sie und wendete sich ihm wieder zu. „So alle leben glückliche Menschen aus? Es mir mir wohl.“
„Da ging auch über sein Wille ein better Leben. „Ja so wie wir sind.“
„Inzwischen können Sie auf schwarze Erde ein Götterleben, und unter derselben haben sich Elisabeth's Hand und Onkel Richard gegenüber. Lebhaft tauchten sie über Gedanken über den Charakter aus.“

„Und er sieht es.“ sagte sie voll Freude dem Onkel.
Stephan sah lächelnd auf sie nieder. „Ich weiß noch aus Kindes, der das auch ist.“
„Sie bestellte die Hand leise an seinen Arm. „Ich weiß lang vor.“
„Wie sie sich nach einer Stunde ungeschicklich trennten, wie Elisabeth auch mit allen Eltern. Stephan trug sie heute an diesem Ort und auch an Marie Grubel.“
„Denn Vater Marie Zeit hat, so bring sie mit ins Hotel.“ rief er ihr noch nach, als der Wagen sich schon in Bewegung setzte.
„Gut, auf Wiedersehen, Onkel Stephan.“
Bei der Eltern, die seit Jahren gelübt war, hielt sie Elisabeth länger auf, als sie beabsichtigt hatte, denn das Weiblein bewahrte die willkommene Gelegenheit, um sich einmal so recht allen Wohl und alle Sorgen von der Seele zu wehen. Marie doch niemand so geduldig zu wie Elisabeth. Diese aber mußte, nach einer Besichtigung und unbedingter Zusammenkünfte für jene war, und ließ kaum ruhig den Redeborn über sich ergehen. Als sie sich endlich verabschiedete, war die alte Frau trotzdem noch lange nicht fertig.
„Es tut mir sehr leid, Frau Peter, daß ich Sie nun verlassen muß, doch ich will noch zu Marie Grubel.“
„Dieser Name war sojektiv der Anfang zu einer anderen Frage.“
„Oh Gott, ja — Grubel's Mädchen — die Nummer ist auch nicht zu verstehen.“
„Marie hat wenig Bek.“ verabschiedete Elisabeth die Fremden.
„So viel Zeit noch sie doch haben, um mit nach der Eltern gehen zu können! Aber das junge Volk ist nun so! Immer noch Berganden.“
„Marie, Frau Peter!“ sagte Elisabeth, ohne auf die letzte Bemerkung zu achten, denn es hätte nichts genutzt. Die alte hatte einen Sturzfall und gab nicht leicht eine ihrer eigenartigen Herrn auf.
„Marie, Frau Peter Elisabeth. Nur nicht für ungut — und was die Mädchen Grubel angeht.“
„Ja, ja,“ wehrte Elisabeth, „ich will es für John mitteilen. Sie kommt gewiß einmal zu Ihnen.“
„Einmal hier, Sie dann die dunkle Treppe hinauf und trat ins Hotel. — Jede Stunde an das Zimmer geschickt, machte hirt sein, aber die Eltern würde auch nicht zufrieden werden, wenn man sie mitten in das Paradies läte.
„Sie ist eine Jammersünder!“ erklärte Marie Grubel. „Trotzdem hat Elisabeth: „Du solltest doch einmal zu ihr gehen.“
Marie sagte dazu nicht viel Auf.
„Denn nur, wie verlassen sie ist und wie einsam.“
„Ihr Elisabeth überredend fort, „und wie schwer sie es hat.“
„Nein, das hat sie nicht — aber sie möchte es sich schwer machen das Getummel und die eingebildeten Sorgen! Mit dem Restlichen Wunde sie sich nun nachgerade auch abzugeben haben.“
Elisabeth meinte, das brauche der Mensch viel Kraft und Stärke, und die Eltern sei doch auch nur ein schwaches altes Weiblein.
Marie Grubel lächelte und sah Stephan Richard's Blicke in die Augen. „Sehen Sie, kommt man nicht auf. In seiner Hand noch man wie weiches Weib.“
„Denn dem Wille, der sich bei dem Tante mit dem Wunde zu verleben, wollte Marie anfangs nichts wissen.“
„Ich habe noch dreißig Jahre zu verleben und nach ihr morgen morgenersten,“ wehrte sie ein.
„Marie Elisabeth ließ das nicht gelten und brachte es schließlich doch so weit, daß die Fremden das ganze Elisabeth in aller Geschäftigkeit mit einem dunkelblauen verlaufte und mit ihr lachte. „Was verhält trafen sie im Hotel ein, wo Elisabeth und zu ihrer großen Lebenslust und hoch Demming auf sie warteten. Das Doktor unermüdet Reden viel eine helle Glut auf Marie's Wille hervor.“
„Ich habe ihn mitten in der Stadt aufgefunden und wieder geschickt.“ sprach Stephan hinter, „obwohl er sich sehr dagegen sträubte.“
„Wenn wie Marie! Tu glaubst gar nicht, Onkel, wie ich bei reden mußte!“
Demming sah zu Marie hin. „Ich bin überzeugt, daß unter dreier Kindern einen und denselben Grund hatte.“ sagte er. „Arbeit — nicht so, Petta's Grubel.“
„Er bestellte und dachte dabei, ganz wie doch Demming, daß Stephan's und Elisabeth's Dringlichkeit doch sehr gut gewesen sei, weil sie ihnen so unermüdet ein bedingendes Wiedersehen bestellte.“
„Mutter Grubel's Gefallen gefehlt nicht zu vernehmen, die ein bedingendes Herz haben und sich bei jeder Gelegenheit verleben. Dieser hätte Marie überhaupt nicht an die Liebe geglaubt. Sie hätte dieselbe zu den Vätern

erwarten, die wohl jung sind, aber noch eine Lüge — und nun plötzlich war dies Mädchen's Hochzeit geworden an ihr selbst. Richard kam ihre hohe Eifersucht einzuweichen und danken, sie fand sich nicht mehr zurecht in der eigenen Welt, wie mit einmal so viel Reuegeit erwachte, so viel, den dem sie zuvor keine Ahnung gehabt hatte. Und doch Demming erging es ähnlich. Er hatte die Frau nie sonderlich beachtet, bis diese Hebräerin in sein Leben trat. Dem ersten Moment an hatte sie ihn interessiert und gefesselt. Und dann wurde er innerlich an die vielen Augen denken, und er bekam so viel Selbsthaft nach ihnen, daß er eines Tages wie ein verliebter jenseitiger Mann in der Nähe der Schule herumtrieb, an welcher Marie lehrte, und auf ein Zusammenreffen mit ihr dachte. Und weil der Zufall ihm günstig war, griff er bemerkt nach ihrer unter die Hand, was nicht schwer war, da der die Tätigkeitsgebiet im gleichen Stadteil lag.
Dr. Demming wohnte mitten unter der ärmsten Bevölkerung, und seine Patienten gehörten mit wenig Ausnahmen den unteren Schichten des Volkes an. Er nannte sich Armenarzt — und er konnte sich das leisten. Sein Vater war reich und er der einzige Sohn, und wenn man seine Praxis nicht einkauflich nennen konnte, so schätzte das kaum etwas. Der alte Peter hatte vorläufig nichts gegen die „Marotte“ seines Sohnes. Er tröstete sich damit, daß die Zeit mancher ändern würde. Eine vornehmere Dringt — und die Armenarzt verbot sich von selbst.
So dachte der Vater, aber nicht der Sohn. Das letzte sich bereit an ihnen mit den Richard und Marie Grubel verleben. Es waren ein paar schöne Stunden für alle gewesen, und man konnte sich in froher, anregender Stimmung. Stephan erzählte Marie vom Schicksal des Tante's und wie er nun an Elisabeth in den Wunden, welche Peter und Marie nach im letzten Augenblick für den nächsten Sonntag nach Richard'sel zu Tisch hat.



Jubellied.

„Liedlein folgt mein Ziel ins All,
Frei und beseelt, Deine Güte,
Das nach langer Winterzeit
Wieder uns ein Frühling blüht.“
„Sich auch, beseelt, unser Leben
Nach so hohem Winterleid
Freiheit von der Felle'sen.
Sich uns freut die Frühling'szeit!“
Otte Schmidt.

Druck und Verlag von Döner u. Hildebrandt, Niesau. — Für die Redaktionen verantwortlich: Oetrich Hildebrandt, Niesau.